

Systemischer Ansatz in der Eltern- und Familienarbeit

Wenn Heimerzieher zu nett sind...

....Heimkinder im Loyalitätskonflikt zwischen Eltern und Erziehern¹

Dr. Marie-Luise Conen, Berlin

In der Schule fällt Steven, 11 Jahre alt, durch sein Stottern, sein häufiges Fernbleiben von der Schule sowie einen Uringeruch in seiner Kleidung auf, er ist Bettnässer. Die Lehrerin erfährt kurz vor Weihnachten in einem Gespräch, daß der Junge von seiner Mutter und vom Freund der Mutter zu Hause geschlagen wird. Er wird seit langer Zeit wegen seines Bettnässens stundenlang in eine kalte Badewanne gelegt sowie ans Bett gefesselt, damit wollen ihm Mutter und Freund der Mutter das Bettnässen abgewöhnen. Darauf hin schaltet das Jugendamt, das durch die Lehrerin verständigt wird, die Polizei ein und holt den Jungen aus der Wohnung. Die Wohnung befindet sich in einem desolaten Zustand. Der Junge wird in einem Heim untergebracht; die Mutter weigert sich, ihren Sohn zu besuchen.¹

Während der ersten Zeit fällt neben den bereits dargelegten Auffälligkeiten auf, daß Steven nachts extrem schreit; des weiteren ist auffallend, daß er eine sehr ausgeprägte Distanzlosigkeit gegenüber jedem Erwachsenen zeigt. In mühsamer Arbeit gelingt es dem Heim auch mit Unterstützung eines hauseigenen Kindertherapeuten, Steven mehr und mehr in den Gruppenalltag zu integrieren. Nach rund 10 Monaten Heimaufenthalt war Steven kaum wiederzuerkennen: Sein Äußeres und seine Körperpflege hatten sich erheblich gebessert, er ging relativ

regelmäßig zur Schule, wenn er auch aufgrund seiner Leistungsdefizite eine Klasse wiederholen mußte, seine alptraumhaften nächtlichen Schreie kamen nur noch recht selten vor. Im Umgang mit Gleichaltrigen bemühte er sich um Integration, wenn er auch zu den Mitarbeitern weiterhin zu dichten - auch körperlichen - Kontakt suchte.

Die Gruppenmitarbeiter waren sehr angetan von Stevens positiver Entwicklung und führten dies zurecht auch auf ihre engagierte Arbeit mit ihm zurück. Mit Heranrücken der Vorweihnachtszeit und Gesprächen zwischen den anderen Heimkindern um deren Pläne, welche Kontakte sie zu Weihnachten mit ihren Eltern suchen bzw. haben würden, setzte zunehmend eine Veränderung von Steven ein, die nach wenigen Wochen die bisherige Arbeit der Heimmitarbeiter als nicht existent erscheinen ließ.

Drei Wochen vor Weihnachten erfolgte erstmals ein Anruf der Mutter, die in angetrunkenem Zustand ihrem Sohn Vorwürfe machte. Daraufhin war Steven zwei Tage nicht auffindbar und kam in sichtlich verwahrlostem Zustand zurück ins Heim. In den nächsten Tagen wurde er zunehmend ausfallend gegenüber den Mitarbeitern und verhielt sich gegenüber den anderen Kindern aggressiv und gewalttätig - die Heimmitarbeiter waren ratlos und konnten sich diese Veränderungen nicht erklären.

Ein weiteres Beispiel:

Martin, 19 Jahre alt, ist in einem Ausbildungsverhältnis zum Maler; er ist mit 12 Jahren aufgrund der Alkoholkrankung seiner Eltern in

Dr. Conen: Wenn Heimerzieher zu nett sind ...

ein Heim gekommen, mit 16 Jahren begann er in einem sozialpädagogischen Ausbildungsprojekt eine „Malerlehre“. Martin hatte nach anfänglichen Schwierigkeiten vor allem im Umgang mit dem Meister sich gut auf die Ausbildung einlassen können; auch seine Ängste vor schriftlichen Ausarbeitungen für die Berufsschule überwand er zunehmend mit Unterstützung der ihn betreuenden Sozialarbeiter und Lehrer des Projektes. Er wohnt in einer kleinen Wohnung mit einem anderen Auszubildenden des Projektes zusammen und schafft es, seinen Haushalt weitgehend selbstständig zu führen. Zwar hatte er vor 1½ Jahren einen Tiefpunkt erlitten als sich seine damalige Freundin von ihm trennte, aber er fing sich innerhalb weniger Monate wieder. Er hielt während der gesamten Zeit weiterhin Kontakt zu seinen Eltern und seinen vier älteren Geschwistern.

Wenige Woche vor dem Beginn der Lehrabschlußprüfungen verpatzte er einige entscheidende schriftliche Arbeiten in der Berufsschule. Als er auch noch die erste schriftliche Prüfung nicht erfolgreich meisterte, warf er das Handtuch. Trotz Zureden seitens der Projektmitarbeiter und auch einiger Jugendlicher - vor allem derer, die stolz auf Martins bisherige gute Entwicklung waren - blieb er bei seiner Entscheidung und dementsprechend lehnte er Nachprüfungen ab. Die Betreuer suchten nach Wegen Martin umzustimmen, blieben jedoch erfolglos.

Dies sind zwei recht typische Beispiele, die in dieser oder ähnlicher Form in Heimen und Jugendwohngemeinschaften auftreten.

Heimmitarbeiter erleben häufig, daß es insbesondere nach einer Zeit oder Phase der positiven Entwicklung des betreuten Kindes bzw. Jugendlichen zu deutlichen oder gar massiven Einbrüchen kommt, deren Erklärung oft in Anlässen im Heimalltag gesucht wird, jedoch die wichtige Dimension der Loyalitätsbindungen der Kinder und Jugendlichen an ihre Eltern wird nicht bzw. nicht ausreichend berücksichtigt.

Wenn Kinder bzw. Jugendliche in einem Heim oder Jugendwohngemeinschaft (und auch Pflegefamilie) untergebracht werden, sind dem meist Konflikte und gescheiterte Versuche der Problemlösung vorausgegangen.

Bedeutung der Heimunterbringung eines Kindes für die Eltern

Eltern betrachten i. d. R. eine Heimunterbringung nicht als Entlastung, auch wenn das KJHG mit den gemeinsamen Hilfeplanungsgesprächen eine Entwicklung in diese Richtung unterstützt. Die meisten Eltern erleben eine Heimunterbringung als Kritik oder gar als Abwertung. Eine Mutter formulierte einmal: „Wenn ich hierher komme, dann ist das so, als ob über dem Portal steht: Hier kommen nur Eltern hin, die es mit ihren Kindern nicht geschafft haben!“ Das Heim stellt in gewisser Weise eine Institution dar, zu der nur Eltern Zugang haben, die sich als inkompetent in der Erziehung ihrer Kinder erwiesen haben. Berücksichtigt man, daß kaum jemand gerne irgendwo hingeht, wenn dies gleichzeitig als Zeichen von Inkompetenz verstanden wird, dann ist verständlich, daß manche Eltern kaum den Weg zum Heim finden.

Im allgemeinen sind Eltern, deren Kinder in einem Heim untergebracht werden, nicht in der Lage, ihr Kind loszulassen. Nur die wenigsten können dem Kind und dem Heim signalisieren: „Wir mögen unser Kind so sehr, daß wir jemand anderem unser Kind überlassen, weil es momentan andere besser hinbekommen werden als wir, da wir selbst so sehr mit unseren Problemen beschäftigt sind.“ Ein solches Signal seitens der Eltern ist meist - wenn überhaupt - nur nach intensiver Arbeit mit den Eltern möglich.

Für Eltern ist die Fremdplazierung ihres Kindes bedrohlich.² Sie zeigen auf ihre Art und Weise

² Fremdplazierungen in Pflegefamilien sind für Eltern oftmals noch bedrohlicher, da die Wahrnehmung der Eltern die Kinder dort in einer noch größeren

Reaktionen auf die Portalinschrift: „Zugang nur für inkompetente Eltern.“ Sie verdeutlichen in den Begegnungen und Nichtbegegnungen mit dem Heim und seinen Mitarbeitern, daß sie Schwierigkeiten haben, die Fremdplatzierung zu akzeptieren. Die Heimunterbringung stellt eine massive Kränkung dar. Für viele Eltern ist die Erziehung ihrer Kinder, ein Bereich, in dem sie einen Lebensinhalt sehen, den sie ausschließlich alleine bewältigen wollen, ohne Interventionen und Infragestellen durch andere. Im Heim interpretieren die Eltern von Heimkindern kleine Gesten und Äußerungen von Heimmitarbeitern in einem Wahrnehmungsrahmen, der geprägt ist von vermeintlicher Ablehnung und Abwertung, die sie bei den Heimmitarbeitern vermuten.

Manche Eltern trinken sich regelrecht Mut an, wenn sie das Heim aufsuchen wollen oder müssen. Nur so ist es ihnen möglich, die Hemmschwelle zu überwinden, den Mitarbeitern im Heim, aber auch ihren Kindern dort, zu begegnen. Betrachten Heimmitarbeiter diese Bemühungen jedoch als weiteren Beleg für ein problematisches (Erziehungs-)Verhalten der Eltern, das es erneut rechtfertigt, z. B. die Kinder den Eltern vorzuenthalten, werden Möglichkeiten für die weitere positive Gestaltung der Elternkontakte nicht genutzt. Es wäre möglich, trotz des vorhandenen Ärgers auf Seiten des Mitarbeiters - z. B. über den angetrunkenen Zustand einer Mutter - dieser Frau auch eine Anerkennung für ihre Bemühungen auszusprechen und sich dafür zu bedanken, daß es ihr offensichtlich wichtig war, zu dem Termin zu kommen, sie aber auch Ängste vor dem Gespräch hatte, so daß sie sich sogar Mut antrinken mußte. Vielleicht könne man mit ihr darüber sprechen, was es ihr leichter machen würde, ins Heim zu kommen - wo die Kinder sehnsüchtig auf sie warten - so daß sie sich zukünftig nicht mehr Mut antrinken müsse. Solche Formen der Gesprächsführung könnten dazu beitragen, daß u.

„Gefahr“ von positiven (Familienersatz-)Erfahrungen ausgesetzt sehen als im Heim.

a. die Hemmschwelle niedriger gesetzt und eine konstruktive Kooperation zwischen den Eltern erreicht wird.

Schwierig wird die Arbeit mit den Eltern ggfs. auch, wenn das Jugendamt die Idee entwickelt hat, das Heim solle die Eltern von den Kindern fernhalten. Die Überlegungen seitens des Jugendamtes basieren zwar auf Erfahrungen mit den Eltern, die das Jugendamt dazu bringen, eher die Trennung der Kinder von ihren Eltern zu unterstützen. Dennoch ist es wichtig, auch unter diesen Prämissen Vorgehensweisen zu entwickeln, die eine Berücksichtigung der Bindung zwischen Eltern und Kinder ermöglichen.

Loyalitätsbindungen der Kinder

Kinder hängen nicht nur sehr an ihren Eltern, sondern sind ihnen gegenüber auch immer loyal. Dies wird auch in destruktiven Ausdrucksformen von Loyalitätsbindungen immer wieder deutlich. Die Loyalitätsbindung der Kinder an ihre Eltern geht stets vor den Bindungen an andere Menschen, einschließlich der mit Heimmitarbeitern.

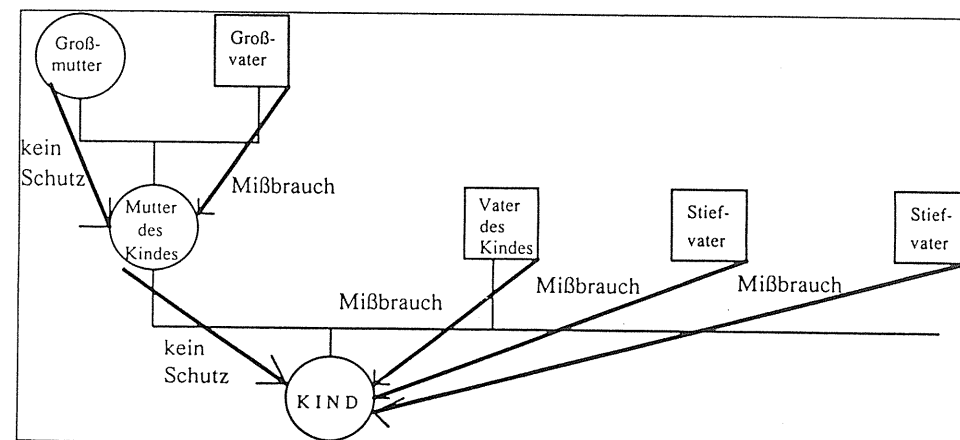
Gelingt es Heimmitarbeitern in ihrer Erziehungs- und Beziehungsarbeit mit den Kindern und Jugendlichen eine gute Beziehung und Bindung herzustellen, ist dies meist nur in einem recht schwierigen und lang andauernden Prozeß möglich. Jedem Heimmitarbeiter sind Situationen bekannt, in denen die Kinder am Sonntagabend von einem Wochenende bei den Eltern ins Heim zurückkehren. In den Tagen darauf zeigen die Kinder erneut Verhaltensauffälligkeiten, von denen der Heimmitarbeiter annahm, daß sie behoben worden seien. Enttäuschung und auch Ärger auf die Eltern, die durch ihr Verhalten, die bisherige Erziehungsarbeit „zunichte“ gemacht haben, kommen bei dem einen oder anderen Heimmitarbeiter auf und lassen Überlegungen entstehen, die Kinder eher von den Eltern fern halten zu wollen, um nach

den Besuchen bei den Eltern nicht wieder „von vorne anfangen“ zu müssen.

Außer Acht gelassen wird bei diesen Überlegungen, daß das Kind einen inneren Zwiespalt erlebt. Es lebt in zwei Welten: dem Heim und dem Elternhaus. Zu beiden Welten will sich das Kind zugehörig fühlen, vor allem jedoch zu der Welt seiner Herkunftsfamilie, die im Heim möglicherweise nicht ausreichend einbezogen wird. Es fühlt sich zu den Eltern zugehörig, gleich wie, was die Eltern mit ihm getan, es verletzt, mißhandelt, mißbraucht oder gar ignoriert haben: Kinder sind stets loyal gegenüber ihren Eltern. Dies wird jedem Heimmitarbeiter im Alltag deutlich: ob die Eltern ihr Kind im Schmutz dahin vegetieren ließen, ihr Kind aufs härteste geschlagen oder auf noch so schlimme

Art sexuell mißbraucht haben, die Kinder suchen die Bindung an die Eltern aufrecht zu erhalten. Sie können und wollen nicht wahrhaben, daß ihre Eltern sie ablehnen oder gar „zerstören“ woll(t)en. Eltern sind umgekehrt nicht immer loyal gegenüber ihren Kindern, denn sonst wären sie nicht in der Lage, manches ihren Kindern anzutun. Ihre teilweise äußerst destruktiven Verhaltensweisen gegenüber ihren Kindern sind allerdings eher verstehbar bzw. nachvollziehbar, wenn man sich daran erinnert, daß auch diese Eltern Kinder ihrer Eltern gewesen sind. D. h. ihr (destruktives) Verhalten kann ebenfalls Ausdruck ihrer Loyalität gegenüber ihren eigenen Eltern sein.

Beispiel: Sexueller Mißbrauch



Die Mutter hat ihre Tochter nicht geschützt als diese von ihren verschiedenen Lebenspartnern sexuell mißbraucht wurde. Die Mutter hat - in diesem Beispiel - ebenfalls die Erfahrung gesammelt, daß sie nicht von ihrer Mutter geschützt wurde. Wenn die Kindesmutter ihre Tochter schützen würde, dann würde sie indirekt ihre Mutter (die Großmutter) dafür kritisieren, daß diese sie nicht geschützt hat. Eine solche Art Kritik ist jedoch nicht möglich, da sich die Tochter somit illoyal gegenüber ihrer Mutter verhalten würde. Solche Art destruktive Loyalität ist ggfs. über mehrere - meist über vier - Generationen - zu beobachten. Diesen Teufelskreis zu unterbrechen, ist auch Heimmitarbeitern möglich, jedoch kann in diesem Rahmen nur kurz die möglichen bzw. notwendigen Veränderungsschritte (vgl. Conen, 1987 und 1996) skizziert werden. Heimmitarbeiter könnten in einem solchen Falle die Mutter unterstützen, sich von ihrer Mutter abzugrenzen, d. h. ihre eigene Tochter vor weiteren Übergriffen zu schützen. Dazu ist es notwendig, mit der Mutter eine Haltung zu erarbeiten, die folgendermaßen be-

tät ist ggfs. über mehrere - meist über vier - Generationen - zu beobachten. Diesen Teufelskreis zu unterbrechen, ist auch Heimmitarbeitern möglich, jedoch kann in diesem Rahmen nur kurz die möglichen bzw. notwendigen Veränderungsschritte (vgl. Conen, 1987 und 1996) skizziert werden. Heimmitarbeiter könnten in einem solchen Falle die Mutter unterstützen, sich von ihrer Mutter abzugrenzen, d. h. ihre eigene Tochter vor weiteren Übergriffen zu schützen. Dazu ist es notwendig, mit der Mutter eine Haltung zu erarbeiten, die folgendermaßen be-

schrieben werden kann: „Ich verstehe, daß meine Mutter nicht in der Lage war, mich zu schützen. Ich respektiere dies, wenn ich es auch nicht richtig finde. Sie hat ihre Gründe gehabt, z. B. mir nicht zu glauben, darüber bin ich wütend und traurig..., aber ich werde meine Tochter schützen.“

Mit dieser akzeptierenden und ausgesöhnten Haltung ist es möglich, diese Art destruktiven Kreislaufes möglicherweise aufzubrechen. Diese Entwicklung ist nicht möglich, wenn eine Haltung gegen die Eltern aufrechterhalten wird. Dies war z. B. bei einer Mutter der Fall, die von ihrem eigenen Vater vergewaltigt worden war, wobei die eigene Mutter sie dabei festhielt.³ Aufgrund dieser schweren traumatischen Erfahrungen hat die Mutter als erwachsene Frau und Mutter ganz besonders darauf geachtet, daß kein Mann ihren Kindern zu nahe trat. Es war dann geradezu fatal, daß ihre Tochter außerhalb der Familie auf einer Klassenfahrt von einem Lehrer sexuell belästigt wurde. Indem sie dies vermeiden wollte, schien es, hatte sie in gewisser Weise die Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Ihre Vermeidungsbestrebungen enthielten implizit auch immer die Möglichkeit eines solchen Übergriffs. Dies ist vergleichbar mit einer Situation, in der ein Erwachsener einem Kind sagt: „Paß auf, stolpere nicht.“ Eigentlich weiß niemand, wie man nicht stolpert. Hilfreicher ist es, Merkmale für gutes Gehen herauszuarbeiten, das einem hilft gut zu gehen - und damit nicht zu stolpern. Oder anders gesagt: Wenn ein 13jähriges Mädchen zu Hause hört: „Du landest noch mal auf dem Strich!“, dann ist die Orientierung darauf ausgerichtet, „auf den Strich zu gehen“, erst wenn sie auf den Strich geht“ oder Aktivitäten zeigt, die darauf hinführen, weiß die Tochter, daß sie das tut, was sie vermeiden soll. Hilfreicher ist es, Konstrukte zu schaffen, die es der Tochter ermöglichen, ein zufriedenstellendes Leben als Frau zu führen.

³ Es ist sicherlich nicht erstaunlich, daß sie auch mit weiblichen Helfern eine große Distanz hielt.

Die Bedeutung der Loyalitätsbindungen der Kinder für die Heimerziehung

Die o. g. Beispiele weisen m. E. eindringlich auf die Bedeutung der Loyalitätsbindungen der Kinder und Jugendlichen gegenüber ihren Eltern hin. Wenn Heimmitarbeiter zu „nett“ sind, zu freundlich, empathisch und erfolgreich sind in der Interaktion und Kommunikation mit den betreuten Kindern und Jugendlichen, wirkt dies für die Kinder zu bedrohlich. Die Kinder erleben, daß Menschen, die für diese Beziehungsarbeit entlohnt werden, ihnen das bieten und angedeihen lassen, was ihnen ihre Eltern nicht geben konnten. Sie versuchen diese Bedrohung aufzulösen, indem sie ggfs. wieder alte (oder neue) problematische Verhaltensweisen zeigen, von denen die Mitarbeiter annahmen, daß sie bereits überholt seien.

Wenn es auch als Widerspruch erscheinen mag, so kann die erfolgreiche Arbeit des Heimes bzw. seiner Mitarbeiter dazu beitragen, daß Probleme entstehen (müssen). Im Beispiel des Jugendlichen, der seine Lehre nicht abschloß, wird deutlich, daß er sich mit einem Berufsabschluß von seiner Familie entfernt hätte. Weder die Geschwister noch die Eltern hatten eine abgeschlossene Berufsausbildung. Er wäre der erste gewesen, der einen solchen Abschluß erreicht hätte. Mit seinem „Scheitern“ hat er seinen Eltern und Geschwistern gegenüber zum Ausdruck gebracht, daß er sich mehr der Herkunftsfamilie zugehörig fühlt. Letztlich hat er deren Werte und Regeln akzeptiert: Eine Berufsausbildung ist nicht notwendig, man kommt auch so durchs Leben. Wer eine Ausbildung macht, fällt aus dem Rahmen. Es hätte dem Jugendlichen sicherlich geholfen, wenn man mit ihm darüber gesprochen hätte, was es für ihn bedeutet, in seiner Familie als erster eine Berufsausbildung abgeschlossen zu haben. Interessant wäre zu erfahren, welche Hypothesen er darüber hat, was er denkt, was seine Herkunftsfamilie davon hält, daß er einen solchen Abschluß anstrebt: „Was werden Deine Eltern dazu sagen, wenn Du die

Lehre beendest? Werden sie sich freuen und stolz sein, oder werden sie Angst haben, Du würdest auf sie herabschauen, weil sie keine Ausbildung haben?“⁴ In dieser Situation, sich seine eigene Existenz aufzubauen, fühlte er sich ganz auf sich alleine gestellt. Mit einer weiteren positiven Entwicklung hätte er sich von seinem Elternhaus entfernt und seine Sonderrolle aufgrund der Fremdplatzierung wäre noch mehr betont worden. Keiner hatte ihm die Botschaft gegeben: „Wir sind stolz darauf, daß Du der erste bist, der das schafft!“ Dies hätte eine Art „Erlaubnis“ dargestellt, die es ihm ermöglichen würde, die Ausbildung erfolgreich abzuschließen. Er hatte bereits bewiesen, daß er eine solche Ausbildung meistern konnte. Er hatte indes keinen Gesprächspartner, um sich mit seinen Zweifeln auseinandersetzen zu können.⁵

Jugendliche brauchen allerdings eine Möglichkeit, sich über die inneren Bilder bezogen auf ihre Eltern, auszutauschen.

Heimunterbringung - ein linearer Lösungsversuch

Eine Heimunterbringung beinhaltet den Versuch einer Lösung auf linearer Ebene, d. h. es wird

⁴ Von dem Jugendlichen wurde übrigens später bestätigt, daß er denken würde, seine Eltern dächten von ihm, daß er dann etwas Besseres sei.

⁵ Vor allem von Mitarbeitern in Jugendwohngemeinschaften wird sehr rasch respektiert, daß die Jugendlichen keinen Kontakt zu ihren Eltern aufnehmen wollen. Auch für WG-Berater wäre es empfehlenswert, die Arbeit und die Kontakte mit den Eltern als einen Teil ihrer Arbeit zu verstehen und diese als ihre Bedingung für einen Kontrakt mit den Jugendlichen einzubringen, denn bevor ein Jugendlicher mit 15 Jahren in eine WG kommt, haben seine Eltern in irgendeiner Weise 15 Jahre Einfluß auf ihn gehabt. Dieser Einfluß kann nicht durch eine Unterstützung des Kontaktabbruchs ignoriert werden. Wenn auch zu berücksichtigen ist, daß die Jugendlichen (anfänglich) selbst kein Gespräch mit den Eltern wollen, so können m. E. WG-Berater selbst diesen Kontakt suchen.

eine Lösung innerhalb des Bestehenden gesucht. Die Eltern sehen, daß ihr Kind ein Problemverhalten zeigt, daher muß etwas mit dem Kind geschehen. Die Lehrerin betrachtet das Verhalten des Kindes in der Schule als störend und sucht eine Lösung darin, daß entweder die Eltern dieses Verhalten beeinflussen oder das Jugendamt den Eltern vermittelt, daß das Verhalten des Kindes sich ändern muß, da es sich - in diesem Fall - in dem Kontext Schule nicht angemessen verhält. Häufig werden von professionellen Helfern die Probleme des Kindes im Zusammenhang mit Schwierigkeiten gesehen, die in dessen Familie bestehen. Als eine Lösung wird die Unterbringung des Kindes in einem Heim in Betracht gezogen. Die Heimunterbringung löst jedoch nicht die Ursachen, die zu dem Problemverhalten des Kindes geführt haben. Diese Ursachen bestehen weiterhin und ändern sich auch nicht, wenn nicht während der Heimunterbringung mit der Herkunftsfamilie an einer Änderung gearbeitet wird.

Erneut sei hier Bezug genommen auf die Situation eines Kindes, das zu Hause sexuell mißbraucht und in einem Heim untergebracht wurde, da eine Entfernung des Mißbrauchers aus dem Elternhaus nicht möglich war. Nach 2-3 Jahren Heimaufenthalt soll dieses Kind auf Wunsch des Jugendamtes wieder in die Familie zurückgeführt werden. Ist seit der Heimaufnahme jedoch nicht mit der Mutter und auch mit dem betreffenden Vater gearbeitet worden und bestehen die Strukturen weiter, die den sexuellen Mißbrauch bedingten, ist davon auszugehen, daß die Sicherheit des Kindes nicht gewährleistet ist und somit eigentlich eine Rückführung nicht möglich ist.⁶

Erfolgt eine Heimunterbringung nicht in linearer Weise, sondern wird eine systemische Sichtwei-

⁶ Aufgrund des zunehmenden Finanzierungsdrucks ist zu beobachten, daß Kinder zurückgeführt werden, obwohl sich nichts geändert hat und von einem weiteren Mißbrauch - und sei es durch einen neuen Partner der Mutter - auszugehen ist.

se - d. h. eine Sichtweise, die den Kontext berücksichtigt, in dem ein Handeln geschieht - herangezogen, so kann das Problemverhalten des Kindes als eine angemessene Reaktion des Kindes auf das System betrachtet werden, d. h. in dem Kontext, in dem das Verhalten auftritt, hat es einen Sinn und eine Funktion. Die Funktionalität eines Problemverhaltens läßt sich anhand des folgenden Beispiels anschaulich erläutern:

Ein 7 ½ jähriges Mädchen, zu Beginn der zweiten Klasse, fiel von Anfang an als sehr zurückgezogen auf. Es erschien häufiger nicht zum Unterricht. Versuche der Lehrerin an die Mutter heranzukommen, waren von dieser nicht beantwortet worden. Das Kind zeigte immer wieder Phasen von stark ausgeprägter Angst, so daß die besorgte Lehrerin schließlich eine Schulpsychologin einschaltete, die das Kind eingehend untersuchte und schließlich eine Schulphobie diagnostizierte. Diese Kollegin entwickelte einen guten Kontakt zu dem Kind, der es ihr schließlich nach einiger Zeit auch ermöglichte, die Mutter zu Hause aufzusuchen. Dort zeichnete sich folgendes Bild ab: Die alleinziehende Mutter zeigte Anzeichen einer ausgeprägten postnatalen Psychose. Die 7 ½ jährige Tochter besorgte weitgehend den Haushalt und kümmerte sich intensiv um ihr ¾ Jahre altes Schwesterchen, in dem sie u. a. das Schwesterchen wickelte und ihm die Flasche gab. Das Mädchen stand morgens alleine auf. Die Mutter war sowohl aufgrund ihrer schweren Depressionen als auch ihres Alkoholkonsums oft nicht in der Lage aufzustehen. Die Mutter äußerte gegenüber ihrer Tochter häufiger Suizidgedanken, so daß die Tochter befürchtete, wenn sie die Mutter während ihres Schulbesuches alleine ließ, diese nach der Schule tot aufzufinden. Es ist nur schwer vorstellbar, unter diesen Bedingungen in der Schule aufmerksam zu sein. Es ist ferner nachvollziehbar, daß das Mädchen sich in Zeiten, in denen die Mutter verstärkt ihre Suizidgedanken äußerte, gar nicht in die Schule begab. Das Verhalten des Mädchens ist daher m.

E. als angemessen zu betrachten in Bezug auf den Kontext, in dem es lebt. Sie hatte jedoch keine Angst vor der Schule, sondern ängstigte sich - zu recht -, ihre Mutter zu verlieren.

Das Problem - eine angemessene Reaktion

Wenn das Problem eine angemessene Reaktion auf das System darstellt, ändert sich zwar etwas am System, wenn das Kind aus dem System herausgenommen wird, aber die Grundstrukturen des Systems bleiben i. d. R. aufrechterhalten.⁷ Sein Problemverhalten setzt das Kind auch außerhalb des Kontextes, in dem es eine Funktion erfüllt, fort. Es bringt sein Problemverhalten in den neuen Kontext mit ein und sorgt dafür, daß die ihm bekannte Situation (z. B. Sündenbock, Mißbrauch) wiederhergestellt wird. Vor allem die Mitarbeiter im Gruppendienst müssen sich im Gruppenalltag auf diese Dynamik einstellen. Das Kind wird versuchen, die Welt wieder so herzustellen, wie es sie kennt. In diesem Zusammenhang wird es „testen“, ob es ebenfalls funktionalisiert wird, ob Grenzen gesetzt oder Grenzen eingehalten werden usw. Es wird sich massiv dagegen wehren, eine andere (positive) Erfahrung machen zu können und daher dagegen „rebellieren“, wenn ihm Grenzen gesetzt oder deren Einhaltung von ihm verlangt werden.

Das Kind fordert die Heimmitarbeiter geradezu mit seiner Dynamik heraus, daß es ähnliche Erfahrungen in der Einrichtung macht wie in seinem Elternhaus. Indem es die Beziehungs- und Hilfsangebote der Heimmitarbeiter abwehrt - und gleichzeitig sucht - bringt es die Mitarbeiter in eine ähnliche Situation wie die Eltern. Auch die Mitarbeiter stehen früher oder später vor der Situation, ratlos gegenüber dem Problemverhalten des Kindes zu sein. Nicht wenige

⁷ Nicht selten ist zu beobachten, daß ein anderes Kind in der Familie die Rolle desjenigen übernimmt, der ein Problem darstellt. Dies dient nicht nur der psychischen Entlastung der Eltern, es ist auch Ausdruck dessen, daß sich im System durch die Herausnahme des einen Kindes nichts geändert hat.

Kinder erfahren dabei ähnliche Reaktionen bei den Mitarbeitern wie in der Herkunftsfamilie, sie werden aus dem Kontext, in dem sie leben, „ausgestoßen“ (vgl. Stierlin, 1980). Damit erfährt das Kind eine Wiederholung seiner Erfahrungen in der Herkunftsfamilie. Eine Wiederholung dieser Dynamik kann jedoch verhindert werden, indem sowohl die mögliche Doppelung dieser Erfahrung bereits im Vorfeld berücksichtigt als auch den Loyalitätsbindungen der Kinder in der Konzeption und in der Arbeit ausreichend Rechnung getragen wird.

Das Scheitern des Heimes hilft den Eltern

Bei Fortführung der Symptomatik und zunehmender Dauer des Problemverhaltens tritt bei den Heimmitarbeitern ein Gefühl von Inkompetenz und Ohnmacht ein. Nichts gegen das Problemverhalten des Kindes ausrichten zu können, ist jedoch auch ein Gefühl, das die Eltern vor (und auch während) der Heimunterbringung ihres Kindes hatten bzw. haben. Die Eltern haben ein Gefühl - möglicherweise schon über mehrere Generationen - entwickelt, keinen oder kaum Einfluß auf die Gestaltung ihres Lebens zu haben. Dies gilt vor allem im Umgang mit Behörden und Institutionen (vgl. Imber-Black, 1990).⁸ Die Eltern erleben sich - und dies vermitteln sie auch ihren Kindern - als ohnmächtig. Sie fühlen sich der Willkür von Institutionen und Behörden ausgeliefert und ohne eigene Handlungsmöglichkeiten angesichts der Problemdefinitions-macht anderer (vgl. Imber-Black, 1990). Vorhandene Energien werden in Kämpfen und Auseinandersetzungen mit den beteiligten Institutionen verbraucht.

⁸ „Klassische Jugendamtsfamilien“ haben möglicherweise über mehrere Generationen hinweg die Erfahrung gemacht, daß professionelle Helfer (einschließlich Lehrer) in ihr Familienleben intervenierten. In einem von mir entwickelten Projekt zur aufsuchenden Familientherapie ergab eine Auswertung nach dem ICD 10, daß das zweithäufigst genannte Problem der „Umgang mit anderen Institutionen“ war.

Die Eltern versuchen die Kränkung, die eine Heimunterbringung für sie darstellt, zu kompensieren, indem sie einem Dritten „die vermeintliche Kompetenz“ zuordnen. Die Eltern „delegieren“ die Verantwortung an die Heimmitarbeiter und warten ab: „Jetzt machen Sie mal! Wir werden ja sehen, ob Sie das mit meinem Sohn / meiner Tochter hinbekommen werden.“ Andere sind derart verzweifelt, daß sie erhoffen, ein anderer könne ihrem Sohn / meiner Tochter vermitteln, was den die zu tun hätte, weil es ihnen selbst nicht mehr gelingt.

Wenn der Auftrag in dieser Form angenommen wird, werden die Eltern jedoch depotenziert. Diese Depotenzierung hat jedoch erheblichen Einfluß auf die zukünftigen Kontakte zwischen Eltern, Kind und Heim. Das Kind muß in einer Situation, in der es durch die Heimunterbringung noch mehr als zuvor, seiner Loyalität zur Herkunftsfamilie verpflichtet ist, indirekt oder direkt dazu beitragen, daß das Scheitern der Eltern angesichts des „Scheiterns der Heimmitarbeiter“ aufgewogen wird. Das Kind beweist den Eltern, indem es im Heim ebenfalls „scheitert“ und es nicht seine Eltern alleine sind, die Probleme haben, sondern auch die Professionellen, die es eigentlich besser können müßten. Würde das Kind es den Heimmitarbeitern ermöglichen, erfolgreich mit ihm zu sein, würden seine Eltern abgewertet. Es würde deutlich werden, daß es an den Eltern lag, die eine positive Entwicklung des Kindes zu Hause nicht ermöglichen.

Deswegen ist es m. E. erforderlich, daß bereits bei der Aufnahme mit den Eltern u. a. besprochen wird, ob das Heim „erfolgreicher“ arbeiten darf als die Eltern. Desweiteren müßte bei der Aufnahme geklärt werden, inwieweit die Eltern bereit sind dazu beizutragen, daß die Arbeit mit dem Kind, in dem von den Eltern erhofften Sinne erfolgreich verläuft.

Das Jugendamt erleben die Eltern als eine Institution, der sie sich gegenüber oft unterlegen und

ausgeliefert fühlen.⁹ Das Jugendamt ist durch das KJHG zur Sicherung des Kindeswohles verpflichtet, von daher äußert es ggfs. Kritik am Erziehungsverhalten der Eltern: „Sie können Ihr Kind nicht gut erziehen, andere (Heim) können dies besser.“ Entsprechend erteilt das Jugendamt einem Heim den Auftrag, eine bessere und erfolgreichere Erziehung des Kindes vorzunehmen als dies die Eltern bisher gewährleisten konnten.

Nimmt das Heim diesen Arbeitsauftrag des Jugendamtes an, so reagieren die Eltern in ihrer Verletztheit mit Rückzug und Abwehr, die in eine Art Kampfansage münden kann: „Wir können zwar gegen den Druck von der Schule (Außenwelt) und des Jugendamtes nichts machen, aber jetzt schauen wir doch mal, was die im Heim machen ... können, ob die das besser hinkriegen werden als wir.“

Nach einiger Zeit¹⁰ treten, nachdem es mit dem Kind eine sprunghafte, positive Entwicklung gegeben hat, allerdings im Heim zunehmend Probleme auf, die entweder bereits zu Beginn der Heimunterbringung bestanden oder sich neu entwickelt haben. In solchen Fällen besteht die Möglichkeit, sich nicht noch mehr zu mühen, sondern sich Rat einzuholen, bei denen, die diese Situationen ebenfalls kennen - bei den Eltern. Die Heimmitarbeiter stehen nunmehr vor den gleichen Problemen wie zuvor die Eltern.

Anstatt die anstehenden Probleme mit den Kindern bzw. Jugendlichen alleine zu lösen, könnten die Erfahrungen der Eltern, die diese Probleme möglicherweise bereits vorher zu lösen

⁹ An dieser Tatsache wird sich zumindest noch für geraume Zeit für die „klassischen Jugendamtsfamilien“ nichts ändern, auch wenn Jugendämter sich zunehmend als Dienstleistungs- und Serviceinstitutionen definieren wollen. Diese Familien werden im Hinblick auf mehrgenerationale Deklassierungserfahrungen das Jugendamt als Instanz der sozialen Kontrolle erleben.

¹⁰ Meist vergehen einige Monate oder etwas mehr als ein Jahr.

versucht haben, einbezogen werden. Bereits bei der Aufnahme des Kindes könnten die Erfahrungen der Eltern im Umgang mit den Problemen des Kindes aufgegriffen und ein Kontrakt erstellt werden, wann und wie die Eltern bei Auftreten der Probleme in der Einrichtung einbezogen werden können, um gemeinsam die Schwierigkeiten anzugehen. So könnten Probleme z. B. beim morgendlichen Aufstehen, beim Erledigen der Schularbeiten, beim zeitigen Nach-Hause-Kommen u. a. m. mit den Eltern besprochen werden, um mit ihnen gemeinsam zu klären, was geschehen und wie mit den Problemen umgegangen werden soll.

Voraussetzung für eine solche Vorgehensweise wäre jedoch eine Haltung gegenüber den Eltern, daß die Eltern kompetent sind und von daher auch Ideen und Vorstellungen haben, die es zu berücksichtigen gilt. Dies würde manche hilflose und ratlose Teambesprechung ersparen helfen und zum anderen die Eltern erheblich aufwerten. Erfahrungen zeigen, daß die Mitteilung über die eigene Hilflosigkeit und Ratlosigkeit, eine der eindrücklichsten Interventionen (vgl. Cecchin et al, 1993) bei Klienten darstellt. Oftmals trägt dieses Eingeständnis zu einer erheblichen Aktivierung der Kompetenzen bei den Klienten bei.

Möglicherweise wäre die Überlegung notwendig, bereits bei der Aufnahme den Eltern zu signalisieren: „Wir wissen nicht, ob wir Ihnen und Ihrem Kind helfen können. Was möchten Sie, was wir mit Ihrem Kind tun, was sollen wir nicht tun? Was denken Sie, was wir tun sollten, wenn Ihr Kind nicht auf uns hört, z. B. bezüglich Schularbeiten zu erledigen? ... Wir brauchen dazu aber Ihre Unterstützung, ohne Sie wird uns das nicht gelingen.“

Die Klärung des Arbeitsauftrages

Bei der Klärung des Auftrags ist es wichtig, nicht nur den Auftrag zu problematisieren, sondern vor allem Kriterien für das Erreichen der gesteckten Ziele zu erarbeiten. Die Auftragsklä-

rung könnte eventuell - wie dies eine Reihe von Einrichtungen bereits tun - schriftlich erfolgen, d. h. es wird schriftlich festgehalten, wann wer was in welcher Situation zu tun hat (vgl. Conen, 1992).

Es ist nicht möglich, das Kind einfach nur aufzunehmen.¹¹ Soll der Arbeitsauftrag geklärt werden, sind mehrere Vorgespräche - im allgemeinen zwei bis drei Gespräche - notwendig, um die Erwartungen und Aufträge ausreichend zu klären.¹² Um eine entsprechende Zeit zur Vorklärung nutzen zu können, bedarf es einer engen Kooperation mit den zuständigen Jugendämtern. Diese Zusammenarbeit ermöglicht es auch, die notwendigen Informationen über vorherige Hilfeangebote sowie zu Gründen über deren „Scheitern“ zu erhalten.

Heimen sind oft nicht die konkreten Erwartungen der Jugendämter an sie klar. Zwar sind im Hilfeplan Ziele formuliert, jedoch lassen sie Operationalisierungen vermissen, die es dem Heim ermöglichen, anhand der Kriterien für das Erreichen der angestrebten Ziele, ihren Erfolg festzustellen.

Desweiteren ist auffallend, daß Heime gegenüber den Jugendamts-Aufträgen, so klar oder unklar sie auch immer formuliert sein mögen, nicht ausreichend selbstbewußt und offensiv auftreten. Nur selten erfahren Jugendämter, daß Heime sich eine Phase ausbedingen, in der sie erst einmal näher hinschauen wollen, welche Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit dem Kind und seinen Eltern sich ergeben könnten. Erst wenn das Heim seinen Arbeitsauftrag mit dem Jugendamt und den Eltern so klar als möglich abgestimmt hat, liegt eine Grundlage bzw.

¹¹ Wie dies derzeit noch weit verbreitet ist.

¹² Heime, die ein differenziertes und qualifiziertes Aufnahmeverfahren entwickeln, müssen jedoch damit rechnen, daß sie anfänglich Belegungsprobleme bekommen können, da die Jugendämter vielfach noch gewohnt sind, daß die Heime Kinder ohne lange Klärungen übernehmen.

Meßlatte vor, anhand derer nach einiger Zeit die Entwicklung im Hinblick auf die gesteckten Ziele gemessen werden kann. Eine Klärung des Arbeitsauftrags ist unerlässlich, wollen Heimmitarbeiter nicht nur „nett und freundlich“ erziehen, sondern einen Auftrag erfolgreich erfüllen.

Die Ambivalenz der Eltern und ihre Auswirkungen auf das Kind

Während wie bereits o. g. die Eltern ihrem Kind gegenüber äußern, daß sie selbst nicht die Heimunterbringung wollten und sie die Entlastung für sich in Anspruch nehmen, keine Verantwortung für die Heimunterbringung auf sich zu nehmen, halten sie ihr Kind in einer Art Warteposition fest, die es dem Kind erschwert, sich auf die Heimsituation einzulassen. Das Kind reagiert auf die Botschaft der Eltern: „Wir holen Dich so bald als möglich wieder heraus. So manches Kind wird dabei von einem kurzen zeitlichen Intervall auf das nächste vertröstet, von den Sommerferien auf die Weihnachtszeit, dann auf die Ostertage usw. usw.“

Das Kind reagiert auf diese Schwebesituation mit Zurückhaltung gegenüber dem Heim und steten Versuchen, die Eltern aufzuwerten und sei dies in Form des bereits erwähnten Scheiternlassens der Heimmitarbeiter. Das Kind zeigt folgende Reaktion: „Ich helfe Euch, daß Ihr aufgewertet werdet, indem ich das Heim bzw. die Mitarbeiter zum Scheitern bringe, auch wenn es mir selbst schadet.“

Das Kind erlebt, daß andere hilfsbereit, einfühlsam und geduldig mit ihm umgehen. Diese Erfahrung steht ggfs. in erheblichem Kontrast zu denen in der Herkunftsfamilie. Diese Diskrepanz zu erfahren, kann das Kind sehr verletzen, so daß es auch in Abwehr dieser Verletzung versucht, eine Dynamik herbeizuführen, die es ihm ermöglicht, die alten Erfahrungen wieder herzustellen. Es versucht jedoch die Diskrepanz, die seine Eltern in ein „schlechtes Licht“ stellen würde zu verhindern. Der Unterschied, der einen

wesentlichen Unterschied macht, muß vom Kind ver- bzw. zerstört werden, auch weil es sich sonst ggfs. von den in der Familie verbliebenen Kindern unterscheiden würden, es befürchtet, daß es nicht mehr dazugehören könnte und ggfs. sein Weg zurück in die Familie nicht mehr möglich ist. Manches Kind im Heim „proviziert“ seine Ausstoßung aus dem Heim, in der Hoffnung wieder in die Familie aufgenommen zu werden, da das Heim es offensichtlich auch nicht besser erziehen konnte. Die Enttäuschung ist entsprechend groß, wenn dies nicht der Fall ist und das Kind in einer anderen Einrichtung untergebracht wird, gleichzeitig dies aber mit einer Zunahme und Festigung an gescheiterten Lebensgestaltungsentwürfen des Kindes bzw. Jugendlichen einhergeht. Diese destruktiven Aspekte der Loyalitätsbindungen werden indes von Heimmitarbeitern¹³ noch nicht ausreichend berücksichtigt.

Notwendig wäre eine größere Bereitschaft von Heimmitarbeitern in Kategorien von Familie als System sowie Funktionalität von Problemen in einem System zu denken und Annahmen zu entwickeln, die verbunden sind mit einer wertschätzenden Haltung gegenüber den Eltern. Diese Wertschätzung sollte erbracht werden, auch wenn die Eltern nicht anwesend sind,¹⁴ denn das Kind bringt Themen und Belange ein, die - wenn es zu Hause leben würde - es mit seinen Eltern erörtern würde.

Diese Haltung zu entwickeln, ist für Heimmitarbeiter sicherlich kein leichtes Unterfangen, da sie oftmals sehr detailliert von den Kindern erfahren, welche Beeinträchtigungen und Schwierigkeiten die Eltern dem Kind bereitet haben. Die in der Heimerziehung vorherrschenden

de Kindorientierung könnte jedoch ersetzt werden durch eine Sichtweise, die es dem Kind ermöglicht, weiterhin loyal gegenüber den Eltern zu sein und gleichzeitig sich auf die Beziehungs- und Hilfsangebote im Heim einzulassen.

Literatur:

Boszormenyi-Nagy, Ivan / Spark, Geraldine: **Unsichtbare Bindungen**. Stuttgart: Kielt-Cotta-Verlag, 1981

Cecchin, Gianfranco / Lane, Gerry / Ray, Wendel A: **Respektlosigkeit. Eine Überlebensstrategie für Therapeuten**. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag, 1993

Conen, Marie-Luise: Fortbildungskonzept: **Sexueller Mißbrauch aus familiendynamischer Sicht**, unveröffentlicht, 1987

Conen, Marie-Luise: **Elternarbeit in der Heimerziehung**. Frankfurt: Internationale Gesellschaft für Heimerziehung, 1990 (erscheint 1997 in neuer Auflage)

Conen, Marie-Luise: **Familienorientierung als Grundhaltung in der stationären Erziehungshilfe**. Dortmund: Borgmann Publ., 1992

Conen, Marie-Luise: **Sexueller Mißbrauch aus familiendynamischer Sicht. Erscheint demnächst** in: Deutsches Jugendinstitut: Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. München

Imber-Black, Evan: **Familien und größere Systeme**. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag, 1990

*Dr. Marie-Luise Conen, Context-Beratung,
Heinrich-Seidel-Str. 3, 12167 Berlin* □

¹³ und auch anderen professionellen Helfern.

¹⁴ Eine kritische Haltung gegenüber den Eltern nimmt das Kind nicht nur in Form kleiner Bemerkungen wahr wie „Na, Deine Mutter, weiß das auch nicht“, sondern auch durch Mimik und Gesten, die Kritik implizieren, z. B. wenn die Mutter anruft und ohne Kommentar der Hörer dem Kind weitergereicht wird.